



List Taschenbuch

Rina Frank

Ich folge Dir mit geschlossenen Augen

Roman

Aus dem Hebräischen von Helene Seidler

Deutsche Erstausgabe im List Taschenbuch, 1. Auflage August 2009

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2009

© 2005 Rina Frank

Die israelische Originalausgabe erschien unter dem Titel *Be'enayim Atzumot* bei Yedioth Aharonoth Books and Chemed Books, Tel Aviv.

Konzeption: semper smile Werbeagentur GmbH, München

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © masterfile

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Garamond

Papier: Munkenprint von Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-60888-4

Mit achtundvierzig brachte ich es endlich zu einem eigenen Balkon. Zu einem Balkon mit Wohnung. Ich nahm meine Kinder mit – oder waren sie es, die mich mitnahmen? –, den Hund Cosmo, die Katze Meiki, und dann zogen wir um. Das Porzellanservice, das ich vor vierundzwanzig Jahren zur Hochzeit bekommen hatte, warf ich einfach weg. Den Inhalt meines Kleiderschranks lud ich im armseligen Container für die Bedürftigen am Ende der Straße ab. Die neue Wohnung ist weder groß noch klein, doch der Balkon verleiht ihr Weite, und das macht den ganzen Unterschied aus. Wann immer ich es will, bin ich mit dem Himmel verbunden.

Das Gefühl, dass mir etwas fehlte, hatte mich seit langem begleitet, doch erst als sich mein achtundvierzigstes Lebensjahr dem Ende näherte, wurde mir klar, was ich entbehrte: einen Balkon. Nach einem Ehemann, zwei Kindern, fünf oder sechs – wer wüsste das schon so genau – Lebensabschnittsgefährten und sechs verschiedenen Berufen begriff ich, dass es die Wohnung war, die gewechselt werden wollte. So kam ich zu einem eigenen Balkon, den nur das All begrenzt.

Während des Umzugs verkündete mein Sohn Michael, er würde eigentlich gern anfangen, sein eigenes Leben zu führen. Ich gab ihm meinen Segen und ein wenig Taschengeld zum Verschwenden, denn für seinen Unterhalt sorgte er schon seit längerem selbst. So richtete ich mich allein mit meiner Tochter Noa in der neuen Wohnung mit Balkon ein.

Die Fünfzig ist schon erschreckend nah, und doch beginnt für mich noch einmal ein neuer Lebensabschnitt, denn wer seine Anschrift ändert, ändert auch sein Geschick. Man bekommt neue Nachbarn, sie mögen besser oder schlechter sein als die alten, anders sind sie auf jeden Fall. Und der Lebensmittelhändler um die Ecke ist auch ein anderer, das heißt, erst jetzt habe ich überhaupt einen gefunden, der eine Karteikarte für mich anlegt und alles anschreibt und mich anstrahlt, wenn ich in aller Frühe komme, um Milch zu holen und Zigaretten, die allerdings bar bezahlt werden müssen. So begrüßt, kann auch ich selbst den Morgen mit einem Lächeln beginnen.

Tatsächlich tauschte ich nach dem Umzug den Supermarkt um die Ecke gegen einen Tante-Emma-Laden ein, in dem bereitwillig alles angeschrieben wird. Ganz wie früher. Nur dass der junge Inhaber sich keinen Bleistift hinters Ohr klemmt und nicht mit jiddischem Akzent fragt: Nu, was hatten wir denn heut? Auch schreibt er das, was wir heute hatten, nicht auf einen speckigen Papierfetzen und rechnet mir alles laut vor, denn die Lebensmittelhändler von heute können nicht mehr ohne Rechenmaschine addieren, und auf Jiddisch schon gar nicht. Dafür hat der eine einen Pferdeschwanz, und der andere ist groß und schlank; beide lächeln mit blitzenden grünen Augen und sind natürlich viel besser drauf als der Alte

mit dem Bleistiftstummel hinterm Ohr, dessen Anblick einen beständig an die Schoa erinnerte. Der Hochgewachsene hat übrigens Buchhalter gelernt und eines Tages festgestellt, dass er lieber mit Leuten umgehen möchte als mit Zahlen. So begab er sich hinab in die Niederungen des Lebens und eröffnete einen Tante-Emma-Laden, in dem man sich rund um die Uhr mit dem Nötigsten eindecken kann.

Nun also steige ich in einem Haus von früher eine Treppe von früher hinunter, gehe über bröckelnde Fliesen, schlendere an Uris Kiosk vorbei, werde gefragt, ob ich jetzt gleich frisch gepressten roten Grapefruitsaft möchte oder lieber später, und zwinkere dem Schlachter zu, der immer ein Stückchen Fleisch für Cosmo übrig hat, auch wenn dieser sich wie ein Wüterich aufführt und alle Katzen verbellt.

Eines frühen Morgens saß ich mit einem Kaffee auf meinem von Sonnenkollektoren umgebenen Balkon und sah auf dem Berggipfel nebenan einen jungen Mann mit Drachenflügeln. Er nahm einen Anlauf und sprang, schwebte für einen Augenblick wie ein Vogel in der Luft, sackte aber sogleich ab und purzelte den Hang hinunter. Er stand rasch wieder auf und stapfte mit den schweren Flügeln auf dem Rücken zum Gipfel zurück, sprang erneut, erhob sich leicht wie ein Vogel in die Luft und stürzte umgehend zu Boden. Wieder rappelte er sich auf und kletterte trotz der schweren Ausrüstung auf dem Rücken mit jugendlicher Leichtfüßigkeit zur Spitze zurück, von wo aus er sich unverdrossen noch einmal der Tragkraft der Luft anvertraute, um zwei Sekunden später unsanft am harten Hang zu landen.

Gib schon auf, wollte ich ihm zurufen. Sieh ein, dass du nur ein Mensch bist. Aber ich auf meinem himmelküssenden Bal-

kon war viel zu weit entfernt, er hätte mich gar nicht gehört. Sollte ich mich zu ihm begeben und ihm mit der Lebensweisheit einer fast Fünfzigjährigen erklären, er täte gut daran, sich die Energie für andere Dinge aufzusparen? Noch gerade rechtzeitig fiel mir ein, dass ich in seinem Alter die wohlmeinenden Ratschläge erfahrener Erwachsener grundsätzlich in den Wind geschlagen hatte.

Ich ging zurück in die Wohnung und rief den Programmdirektor des Zweiten Kanals an, um zu fragen, ob über das von mir vorgeschlagene Projekt endlich eine Entscheidung getroffen worden sei.

Wenn wir eine Antwort für Sie hätten, wüssten Sie es schon, sagte er.

Und wenn sie negativ wäre, wüsste ich es dann auch schon?, fragte ich zurück.

Nur wenn Sie angerufen hätten.

Na bitte, das ist es ja, was ich gerade mache.

Ich habe noch keine Antwort für Sie, weder eine positive noch eine negative. Damit beendete er das Gespräch.

Wieder dieses ermüdende Warten. Ich habe in den letzten zwei Jahren zu viele Absagen erhalten. Eigentlich habe ich nur Absagen erhalten. Jetzt schlage ich schon gar keine aufwändigen Dramaserien mehr vor, sondern nur noch Billigproduktionen. Lieber Gott, bitte Sorge dafür, dass die Antwort positiv ausfällt. Damit ich morgens zur Arbeit gehen kann, anstatt auf dem Balkon herumzusitzen und jungen Männern, die nun einmal nicht zu Überfliegern bestimmt sind, beim Absturz zuzusehen.

Ich ging seufzend hinaus. Der Junge stand wieder auf dem Gipfel, holte tief Luft, streckte die Arme aus und hob ab. Diesmal schaffte er es. Er segelte durch die Lüfte, und ich segelte mit ihm mit. Ich spürte den Auftrieb unter meinen Flügeln. Er schwebte und schwebte und schwebte, wohl einige Minuten lang. Dann landete er sanft auf der Erde, packte seine Ausrüstung zusammen und ging zufrieden seines Wegs.

Der kann jetzt seinen Tag wohlgenut in Angriff nehmen, dachte ich, schloss die Augen und versuchte, mir den Herrgott dort oben im Himmel vorzustellen. Er schaute hinab auf die Menschheit, die beim Versuch zu fliegen abstürzte, und entschied, wem er heute die Gnade des Aufschwungs gewähren würde und wem zum sechshundertdreizehnten Mal eine Bruchlandung bevorstand. Ich sah den lieben Gott unko-schere Shrimps schälen. Die Schalen warf er auf dem Weg zur Synagoge achtlos zu Boden und schüttete sich dabei vor Lachen aus. Ich dankte Ihm, dass er dem jungen Mann heute Morgen am Ende doch noch gnädig gewesen war. An jedem Tag danke ich Ihm für etwas anderes, es kommt aber auch vor, dass ich Ihm richtiggehend zürne, je nachdem.

Am nächsten Morgen rannte ich gleich auf den Balkon. Der junge Gleitflieger war nicht da, weder auf dem Gipfel noch irgendwo am Hang. Das Klingeln des Telefons rief mich wieder hinein. Es war die Sekretärin des Programmdirektors, die mir mitteilte, dass ihr Chef mich sprechen wollte.

Bitte seien Sie so nett und warten Sie einen Augenblick, er hat ausgerechnet jetzt ein anderes Gespräch angenommen.

Ich war so nett und wartete und nutzte die Zeit, um mich

zu fragen, ob der Programmdirektor beschlossen hatte, mich auch im Fall einer negativen Antwort zu verständigen.

Wie geht es Ihnen, Rinale?, fragte er.

Danke, bestens. Was sollte das blöde »Rinale«? Wollte er damit dem Schlag die Schärfe nehmen?

Wir werden die von Ihnen vorgeschlagene Dokumentation produzieren. Mit einigen kleinen Änderungen. Wann können wir uns treffen?

Was für kleine Änderungen?, fragte ich vorsichtig.

Sie sollten sich ein anderes Thema suchen und etwas über die Siedler in den besetzten Gebieten machen. Das ist einfach aktueller.

Kein Problem, antwortete ich. Nach zwei Jahren ohne Auftrag war ich bereit, jedes Thema zu recherchieren, Hauptsache, man wollte es senden.

Ich ging wieder auf den Balkon und spielte mein Spiel mit den Zeichen. Wenn der Hund jetzt den Nachbarn anbellt, jetzt, in ebendieser Sekunde, dann ist das ein Zeichen dafür, dass alles in Ordnung geht. Wenn der Rabe auf dem Strommast jetzt, in ebendieser Sekunde, den Strafzettel austeilenden Polizisten ankrächzt, dann bedeutet das, dass das Leben wunderbar sein kann. Und wenn das Flugzeug in dem Augenblick, in dem der Hund bellt und der Rabe krächzt, genau über meinen Kopf hinwegfliegt, dann ist Gott mitten unter uns. Ich sah zum Himmel auf und bedankte mich. Dann ging ich hinein, doch ich kam gleich wieder heraus, denn ich hatte etwas vergessen. Ich blickte noch einmal hinauf in das himmlische Blau: Jetzt Sorge bitte auch noch dafür, dass meine Comic-Serie angenommen wird. Dich muss man anscheinend ständig belagern, damit sich etwas bewegt.

Ich ging wieder hinein. Mit der Zimmerdecke über mir bereitete ich mich auf meinen wöchentlichen Termin beim Psychologen vor. »Dass Vögel der Traurigkeit uns umkreisen, ist kaum zu vermeiden, doch dass sie sich in unserem Kopf einnisten, das lässt sich verhindern.« Diesen klugen Satz aus dem Buch *Zwei Monde* hatte ich mir zu Herzen genommen. Damit die Vögel der Traurigkeit sich bei mir nicht häuslich niederließen, fahndete ich täglich nach einem Grund, der das Leben lohnte, und bemühte mich, möglichst jedem Tag eine erfreuliche Begebenheit abzurufen. Und wenn sich das nicht bewerkstelligen ließ, so vielleicht einmal in der Woche? Oder einmal im Monat? Schenk mir doch bitte wenigstens einmal im Jahr ein herzerwärmendes Erlebnis, betete ich im Stillen. Gestern habe ich, ohne aus dem Haus zu gehen, nur so vom Balkon aus gesehen, wie Unermüdlichkeit belohnt wurde, müssten sich da nicht unten im Straßengewimmel etliche solcher Glücksfälle zutragen? Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Um die Traurigkeit vom Nestbau in meinem Haar abzuhalten, ging ich sicherheitshalber auch noch regelmäßig zum Psychologen, und zwar einmal wöchentlich auf die Sekunde genau für fünfzig Minuten; Psychologen scheinen mit einem tickenden Wecker im Rücken geboren zu sein. Neben dem Haus, in dem mich der studierte Mann in einer engen Kammer empfing, hatte ich einen Laden mit dem Schild »Schuhmacher« entdeckt, ein Beruf, von dem ich geglaubt hatte, er sei längst ausgestorben. Zu diesem selten gewordenen Handwerker wollte ich die mir etwas zu großen Sandalen aus dem Schrank meiner Schwester Seffi bringen.

Vor zwei Monaten hatte mich nämlich mein Schwager, Seffis Mann, angerufen und gesagt, ich könne mir nehmen, was ich wolle, und zwar aus dem oberen rechten und aus dem unteren linken Schrankfach, nur nichts aus den beiden Schubladen auf der linken Seite und auf keinen Fall das weiße Kleid. Nachdem ich aufgelegt hatte, wusste ich nicht mehr, ob aus dem oberen linken oder aus dem oberen rechten Fach. Oder war es das untere rechte? Am Ende war ich völlig durcheinander und sagte mir, ich werde lieber noch warten und mir erst etwas von Seffis Sachen aussuchen, wenn mein Schwager ohne komplizierte Anweisungen auskommt.

Eine Woche später hinterließ mein Schwager mir eine weitere Nachricht, der zufolge ich mir alles aus dem oberen linken Fach nehmen könne, desgleichen aus dem unteren rechten und aus den beiden mittleren Regalen, nur bitte nicht den lila Regenmantel. Jetzt war ich noch verwirrter. Galt die Beschränkung nun auch für die Bereiche, die vor einer Woche noch erlaubt gewesen waren – oder waren die wegen meines Zögerns jetzt ganz verloren? Ich wartete ein paar Tage, in der Hoffnung auf eine neue, alles klärende Nachricht. In der Tat erfuhr ich in der Woche darauf, ich dürfe alle oberen und unteren Schubladen durchforsten, solle aber bitte auf keinen Fall die Glasschränke öffnen. Wieder wusste ich nicht, was tun. Durfte ich mir aus dem linken und dem rechten oberen Fach etwas nehmen einschließlich der unteren Fächer und der mittleren Regale, nur nicht den lila Regenmantel und das weiße Kleid, oder war mir jetzt nur noch das Durchforsten der oberen und unteren Schubladen erlaubt? Vor lauter Verwirrung fand ich mich erst zwei Monate nach dem ersten Anruf vor den Schränken ein. Zwar waren sie bis oben hin mit Kleidern voll-

gestopft, doch von meiner Schwester war nichts mehr dabei. Hatte mein Schwager mir vorschlagen wollen, ich solle mir etwas von den exklusiven Sachen seiner Freundin aus dem oberen linken Schrank nehmen, weil ich mir so etwas Feines niemals leisten würde, erstens wegen der Preise und zweitens, weil ich in der ärmlichen Unterstadt von Haifa aufgewachsen bin? Das konnte er eigentlich kaum gemeint haben, denn die Sachen seiner Freundin hatten gar nicht meine Größe. Ich starrte traurig auf die fremden Kleidungsstücke und entdeckte in der rechten unteren Ecke Seffis grüne italienische Sandalen mit den feinen Lederriemchen und daneben auch ihre eleganten schwarzen Pumps. Spontan griff ich nach den verwaisten Schuhen und fragte mich nicht weiter, ob ich sie möglicherweise aus einem verbotenen Fach zog.

Seffi und ich, wir hatten dieselbe Kleidergröße gehabt und konnten alle Klamotten untereinander austauschen, als hätten unsere Eltern es so geplant. Mit den Schuhen war es schwieriger gewesen, denn die Füße meiner älteren Schwester waren schon immer eine Nummer größer als meine. Deswegen trug ich Seffis Schuhe nun zum Schuhmacher. Vielleicht konnte er sie ja verkleinern.

Ein kleiner Junge spähte hinter dem Tresen hervor und fragte sehr höflich, ob er mir helfen dürfe. Noch bevor ich antworten konnte, tauchte sein Vater auf, ein gutaussehender Mann offensichtlich georgischer Abstammung, so um Mitte dreißig. Er schimpfte den Jungen für seine Vorwitzigkeit und fragte seinerseits, womit er mir helfen könne. Ich wollte ihm gern versichern, dass sein Sohn sehr nett gewesen sei, doch ich schwieg, zog die grünen Sandaletten aus der Plastiktüte und

erklärte ihm mein Anliegen. Der Schuhmacher besah sich die Sandaletten von allen Seiten, fasste ein grünes Riemchen, nahm ein japanisches Messer und fuchtelte damit vor meinem Gesicht herum.

Haben Sie etwa Angst?, fragte er.

Ich fürchte mich nur vor schlechten Menschen, gab ich zurück.

Das ist gut so, erwiderte er, schnitt das Riemchen des linken Schuhs durch und wiederholte das Gleiche beim rechten. Dann bat er mich, die Sandalen anzuprobieren.

Ich schlüpfte aus den bequemen Sportschuhen, die ich trug, und der gutaussehende Georgier streifte mir die Sandalen über die Füße. Ich empfand seine Berührung als angenehmes Streicheln, kein bisschen bedrohlich. Er markierte die Riemchen dort, wo er sie kürzen wollte, und stellte sich wieder hinter den Tresen. Geübt trennte er etwa einen Zentimeter von beiden Lederstreifen ab und bestrich den verschont gebliebenen oberen grünen Teil mit Klebstoff. Na, so was, dachte ich mir, abschneiden und kleben, dass hättest du auch selber gekonnt. Draußen schlenderte eine üppige Blondine vorbei und warf sehnsüchtige Blicke in den Laden. Der Georgier winkte ihr flüchtig zu, achtete aber darauf, dass sein Sohn nichts davon merkte. Es gefiel mir, dass er dem Kleinen unnötigen Kummer ersparte.

Es dauert noch ein paar Minuten, beschied er mir und trat mit dem Jungen vor die Tür. Anscheinend musste der Klebstoff trocknen. Ich beobachtete die beiden auf dem Bürgersteig. Der Kleine hielt seinem Vater einen abgestoßenen Ranz zum Einsprühen entgegen. Hinterher wirkte das lädierte Leder fast wieder wie neu. Jetzt tat es mir leid, dass ich vor meinem Umzug achtzig Prozent meiner Sachen weggeworfen hatte. Zumin-

dest die Handtaschen hätte ich hierherbringen sollen, dann hätte der Schuhmacher sie einsprühen und billig an Gastarbeiter abgeben können.

Nur gut, dass ich die Kleidungsstücke im Container für die Bedürftigen abgeladen hatte, so würden die Ärmsten der Stadt doch eine Art Almosen von mir erhalten; meine Sachen waren alle aus erster Hand, manche stammten sogar direkt aus Italien oder New York.

Ich dachte an meinen Psychologen, den ich immer wieder gern mit der Frage konfrontierte, wozu ich ihn eigentlich brauchte. Sie können mir meine Schwester ohnehin nicht zurückbringen und auch meine Sehnsucht nach ihr nicht lindern, sagte ich dann, und er erklärte mir geduldig, dass er mir vielleicht helfen könne, die Dinge aus einer anderen Perspektive zu sehen.

Sie sind doch Produzentin – arbeitslos, warf ich sofort ein, seit zwei Jahren bin ich eine arbeitslose Produzentin –, dann wissen Sie doch, dass man bei einer Nahaufnahme vom Gesicht eines Menschen jeden Pickel und jedes Härchen in der Nase registriert. Aber wenn Sie einen Weitwinkel wählen, dann sehen Sie auch die Hand, die den Menschen hält; Sie bleiben nicht auf Kleinigkeiten fixiert, sondern erkennen einen größeren Zusammenhang.

Aber wenn man sich auf den größeren Zusammenhang konzentriert, entgegnete ich, übersieht man die kleinen Dinge, und die sind doch am Allerwichtigsten, denn sie machen uns zu großen Menschen. So oder ähnlich geht es fünfzig Minuten lang hin und her, als wüsste ich mit dem Geld, das ich eigentlich gar nicht hatte, nichts Besseres anzufangen.

Mein Psychologe versucht mir einzureden, ich wäre zartbesaitet und empfindsam wie eine Geige. Sie müssen lernen, sich mit einer schützenden Hülle zu umgeben. Dann bleiben Sie vor Verletzungen bewahrt wie eine Geige in ihrem Geigenkasten.

Ich soll in einem Kasten leben?, frage ich misstrauisch.

Ich möchte Ihnen zeigen, wie Sie sich quasi einen Kasten bauen können, der nur zu Ihnen passt und in dem Sie zur Ruhe kommen, erklärt der Psychologe, der sich die Aufgabe gestellt hat, meine unerträgliche Sehnsucht erträglich zu machen.

Nach einigen Minuten kam der schöne Georgier zurück und prüfte die Klebestellen. Ich dachte, damit wäre die Arbeit erledigt, und fischte nach meinem Portemonnaie, doch der Schuhmacher nahm einen Hammer und klopfte kräftig auf die frisch verklebten Stellen. Nach einigen Schlägen auf beide Riemchen war ich sicher, dass die verklebten Teile sich nie wieder lösen würden, und suchte zum zweiten Mal nach meinem Portemonnaie. Aber dieser Schuhmacher gab sich nicht mit halben Sachen zufrieden. Er setzte sich an die Nähmaschine und vernähte die beiden Teile etliche Male. Wie viel Mühe macht sich die gute Seele, damit mir Seffis Sandalen nicht von den Füßen fallen, dachte ich gerührt.

Was schulde ich Ihnen? Ich war auf einen saftigen Preis gefasst.

Fünfzehn Schekel, sagte er.

Ich zog einen Zwanzig-Schekel-Schein aus dem Portemonnaie und wollte sagen, stimmt so, aber dann genierte ich mich, denn der Georgier wirkte wie einer, der seine Berufsehre hochhält. Woran liegt es nur, dass ein Psychologe mit tickendem Wecker im Rücken für fünfzig Minuten und keine Sekunde

mehr guten Gewissens dreihundertfünfzig Schekel kassiert, während ein Handwerker nur fünfzehn Schekel für zweiundzwanzig Minuten gründlicher Arbeit verlangt und obendrein noch zwanzig Jahre Garantie gibt? Dabei sind Schuhmacher heutzutage selten geworden, Psychologen dagegen sind so zahlreich wie Schmeißfliegen und können für gar nichts garantieren.

Ich nahm mir fest vor, in der nächsten Woche zwei Paar Schuhe zur Reparatur hierherzubringen, eins von Noa und eins von mir. Doch wenn wir Sterblichen uns etwas vornehmen, kann der Allmächtige dort oben nur lachen.

*

Am Freitagmorgen um acht Uhr erwachte ich mit Herzstechen und heftigen Schmerzen in der linken Schulter. Beim Durchatmen wurden die Schmerzen unerträglich.

Ein Herzinfarkt, dachte ich voller Panik.

Mit zitternden Händen wählte ich die Nummer der Arztpraxis. Eine freundliche Stimme auf dem Anrufbeantworter bat mich um Geduld.

Ich habe aber keine Geduld. Ich bin in einem Alter, in dem man sterben kann. Das ist schon etlichen Leuten passiert.

Der Anrufbeantworter reagierte nicht.

Ich versuchte, mich im Bett aufzurichten, ohne den Hörer loszulassen, aus dem nun nervtötendes Gedudel drang. Warum schalten sie nicht auf das Radioprogramm um, dann könnte ich wenigstens die Nachrichten hören. Vielleicht ist der Ministerpräsident übereilt zurückgetreten, weil seine Frau den israelischen Botschafter in Washington beleidigt hat. Aber

nein, nichts dergleichen. Das Leben ist und bleibt deprimierend, meines jedenfalls. Und nun kann es auch noch jeden Augenblick zu Ende sein.

Nach endlosen Minuten meldete sich schließlich eine menschliche Stimme: Guten Morgen.

Mein Morgen ist ausgesprochen schlecht, erwiderte ich, bitte schicken Sie mir sofort einen Arzt vorbei.

Stattdessen erhielt ich einen Kliniktermin für Viertel vor zwölf.

Bis dahin bin ich tot, stöhnte ich, knallte den Hörer in ohnmächtiger Wut auf die Gabel und beschloss, trotz Herzstechen und Schulterschmerzen wieder einzuschlafen.

Irgendwie gelang es mir, pünktlich in die Klinik zu kommen. Doch die Ärztin erklärte mir nur, weil es Freitagmittag sei, könnten die notwendigen Untersuchungen hier in der Klinik nicht mehr durchgeführt werden. Ich solle unverzüglich zur Notaufnahme des Universitätskrankenhauses fahren. Sie brauche ein EKG und ein Röntgenbild des Brustkorbes.

Jetzt rief ich Jakob an. Jakob ist seit acht Jahren mein Lebensgefährte, wenn auch mit einigen kleineren Unterbrechungen. Meinen Sohn Michael bat ich, den Hund auszuführen, denn ich selbst würde erst in zwei, höchstens in drei Stunden wieder zu Hause sein.

Habt ihr etwas zum Mittagessen?, fragte ich, und er antwortete mir mit dem üblichen: Beruhige dich, Mama.

Der Name meines Sohnes geht übrigens auf das Buch *Mein Michael* von Amos Oz zurück. Deswegen nenne ich ihn manchmal *mein Michael*, als wäre das sein Name.

Sollen wir dich in die Notaufnahme begleiten?, erkundigte er sich zögernd. Er kennt mich und meine Panikattacken, die mich des Öfteren in die Notaufnahme treiben.

Nicht nötig, Jakob ist bei mir, erklärte ich.

Das ist gut. Ich hörte meinen Michael erleichtert aufatmen, denn damit blieb ihm die Warterei erspart.

In der Notaufnahme beruhigte man mich, ich hätte keinen Herzinfarkt, doch sei auf dem Thoraxbild eine Geschwulst zu sehen. Die daraufhin sofort ausgeführte Computertomographie ergab etwas höchst Bedenkliches: einen linksseitigen Tumor, der vom Herzbeutel ausging, die untere Lungenvene fast schon verschloss und bis an den Ast der linken Lungenarterie reichte. Hört sich das beängstigend an? Ich war zu Tode erschrocken.

In der Inneren auf Station acht, wo ich umgehend ein Bett erhielt, wurden in gebotener Eile weitere Untersuchungen durchgeführt, dabei begleiteten mich die Fachärzte mit Fürsorge und Empathie. Sogar die Sekretärin des Chefarztes verwöhnte mich, und die Ersatzdienstleistende erkundigte sich nach meinen Essenswünschen. Die Auswahl war nicht zu verachten: Huhn mit Gemüse, Rinderbraten mit Reis oder Frikadellen in grüner Bohnensauce. Ich entschied mich für Huhn, das ist nun einmal mein Leibgericht.

Die Stationsärzte zeigten große Besorgnis über meinen Zustand und verkündeten, sie müssten eine Punktion vornehmen, um die Art der Geschwulst genauer zu bestimmen.

Was ist eine Punktion?, fragte ich.

Nichts Schlimmes, logen sie. Weniger als eine Biopsie. Wir

stechen nur eine kleine Nadel hinein. Dabei achten wir darauf, dass das Herz nicht verletzt wird und die Lunge nicht in sich zusammenfällt, und hoffen, dass ein Versuch reicht, denn nicht immer klappt es auf Anhieb. Wir fangen mit dem Einfacheren an, bevor wir die schweren Geschütze auffahren, erklärten die Experten.

Wenn das, was Sie vorhaben, das Einfache ist, was ist dann das schwere Geschütz?, fragte ich entsetzt.

Eine Operation, antwortete einstimmig das zwölköpfige Team aus Fachärzten, Assistenten und Studenten, die mein Bett umringten und ihre Beute gierig anvisierten.

Aber muss das Gewächs nicht in jedem Fall herausoperiert werden?, fragte ich. Warum hatte ich nur in der dritten Klasse den Biologieunterricht immer verschlafen? Jetzt konnte ich mich nicht mehr daran erinnern, wie die Lunge beschaffen ist, dass sie bei einer Punktion einfach in sich zusammenfallen kann.

Ich muss darüber nachdenken, erklärte ich den enttäuschten Ärzten nach fünf Tagen Krankenhausaufenthalt. Ich kann mich nicht so mir nichts, dir nichts zwölf Männern ergeben. Lassen Sie mich erst einmal einigen Lernstoff aus der dritten Klasse nachholen, dann melde ich mich wieder. Damit verschwand ich fluchtartig aus der Inneren acht.

Auf der Heimfahrt schwieg Jakob sorgenvoll.

Kann ich mal bitte dein Handy haben?, fragte ich, einer Eingebung folgend.

Wen willst du denn anrufen? Er reichte mir das Gerät.

Meine Privathexe, sagte ich, ich muss unbedingt mit ihr sprechen.

Willst du nicht lieber von zu Hause aus telefonieren? Stell dich doch erst mal unter die Dusche und erkläre deinen Kindern, dass du Hals über Kopf aus dem Krankenhaus abgehauen bist, weil du eine Heidenangst vor der Punktion hast.

Ich ließ mich nicht beirren.

Ich bin in einer Viertelstunde bei dir, beschied ich Masal, als sie abhob.

Bei unserem Eintreffen blubberte der schwarze Kaffee schon auf der Gasflamme. Ich leerte mein Tässchen, und Masal kippte den zurückgebliebenen schwarzen Schlamm auf die Untertasse.

Die Tasse ist schwarz, erklärte sie.

Na klar, du hast mir ja türkischen Kaffee zu trinken gegeben und keinen löslichen, sagte ich forsch und hoffte, wenn ich sie zum Lachen brächte, würde sie mir nichts Unerfreuliches sagen, aber gleichzeitig drehte sich mir der Magen um.

Du bist krank, sagte sie. Du musst dich operieren lassen. Dann schwieg sie und besah sich den schwarzen Schlamm von allen Seiten. Die Operation wird gut verlaufen. Ich sehe keine Lebensgefahr für dich.

Als ob du es mir sagen würdest, wenn ich sterben müsste!

In dem Fall würde ich dir nicht versichern, dass keine Lebensgefahr besteht, gab sie zurück. Siehst du hier deine Lebenslinie? Sie deutete auf einen der Pfade, die sich durch die Schwärze zogen. Sie ist ziemlich lang und bricht nirgends plötzlich ab.

Das letzte Mal war ich genau dreißig Tage nach dem Tod meiner Schwester bei Masal gewesen. Damals blickte die Wahrsagerin in die tiefe Schwärze und klärte mich darüber auf, dass

vor genau dreißig Tagen in unserer Familie ein großes Unglück geschehen sei.

Sie hat sofort das Bewusstsein verloren, wollte Masal mich trösten. Im Krankenhaus hat man sie nicht mehr retten können. Sie ist so ähnlich gestorben wie damals Rabin.

Masal konnte nichts vom Unfalltod meiner Schwester gehört haben. Sie kannte nicht einmal ihren Namen. Seffi hatte niemals etwas von Hexen wissen wollen.

Dass meine Schwester tot ist, weiß ich selber. Ich bin hier, um von dir zu erfahren, ob auf unserer Familie ein Fluch liegt.

Nicht mehr, erklärte sie, deine Schwester hat den Fluch mit sich fortgenommen. Sie hat für euch alle bezahlt.

Liegt ein Fluch auf mir?, fragte ich meine Hexe auch dieses Mal.

Nein, versicherte sie, du bist krank und musst operiert werden. Die Operation wird erfolgreich sein, und sie ist nicht ganz so gefährlich, wie die Ärzte behaupten.

Ich verließ sie gestärkt, hängte mich bei Jakob ein und erklärte: Jetzt können wir nach Hause fahren.

Statt in den nächsten Tagen Informationen über mein neues Projekt, die Siedler in den besetzten Gebieten, zu sammeln, sammelte ich Informationen über Chirurgen. Ich befragte alle Verwandten und Bekannten, die sich in den letzten zwanzig Jahren einer Operation unterzogen hatten. Am Ende blieb mir eine Liste von vier Operateuren, die sich auf die Entfernung von Tumoren spezialisiert hatten. Ich beschloss, mit dem ersten zu beginnen, dessen Praxis auch noch in der Nähe meiner neuen Wohnung lag. Die Sekretärin gab mir noch für

denselben Abend einen Termin. Es war ein Donnerstag, die Entdeckung der Geschwulst lag genau sieben Tage zurück.

Jakob an einem Arm, die Kopien der CT- und Röntgenbilder unter dem anderen, traf ich in der Privatpraxis ein. Wir gingen schnurstracks in das Sprechzimmer des berühmten Professors. Mir drehte sich wieder einmal der Magen um, als er mir die Bilder aus der Hand nahm. Ängstlich wartete ich auf das Urteil. Masal war ja nur eine Hexe und keine Medizinerin.

Der Experte warf einen flüchtigen Blick auf das Material, beantwortete nebenbei einen Anruf und erklärte dann, ich hätte einen Tumor, der operativ entfernt werden müsse. Während er mir mitteilte, was ich schon wusste, würdigte er mich keines Blickes.

Das ist mir bekannt, erwiderte ich, und Jakob fragte, um welche Art Tumor es sich denn handele.

Der Experte warf noch einen flüchtigen Blick auf das Bild, nahm ein weiteres Telefonat entgegen und setzte uns zwischendurch darüber in Kenntnis, dass er natürlich keine Garantie übernehmen könne, aber ihm schein die Geschwulst gutartig zu sein, man sähe jedenfalls keine Metastasen. Verbindlich könne er sich dazu allerdings erst äußern, wenn er den Brustkorb offen vor sich habe. Vorher sei alles Spekulation.

Sollte man nicht erst punktieren, um das eindeutig festzustellen?, fragte Jakob.

Auf keinen Fall, erklärte der Experte.

Jakob sah ihn verwundert an, und ich bedachte meinerseits Jakob mit einem tadelnden Blick.

Der Tumor sitzt an einem so problematischen Ort, dass Sie

keinen Arzt finden werden, der das mit einer Punktion verbundene Risiko auf sich nähme, sagte der Experte.

Sie werden sich wundern, warf ich ein, ich habe sogar mehrere gefunden. Tatsächlich verwunderte ihn das sehr.

Was Sie auf jeden Fall machen lassen sollten, ist eine Kernspintomographie, riet er mir und beantwortete unterdessen den wohl siebenten Anruf. Ständig piepste und läutete es bei ihm, wenn es nicht der Pieper am Hosenbund war, dann das Handy in der Tasche oder das Telefon auf dem Tisch.

Das macht sechshundert Schekel. Kommen Sie mit der Kernspintomographie wieder her und lassen Sie sich dann einen OP-Termin geben. Zwar ist die Wartezeit bei mir sehr lang, aber wenn Sie Beziehungen spielen lassen, und Sie sehen mir aus wie eine, die die Welt auf den Kopf stellen kann, wenn sie will, dann können Sie vielleicht einen frühen Termin ergattern, sagen wir in zwei, drei Wochen.

Er hatte mich und meine Krankheit auf den ersten Blick durchschaut. Bei dem bist du in guten Händen, dachte ich, das ist ein echter Profi. Und für Professionalität habe ich etwas übrig. Der Profi zog einen Quittungsblock aus der Schublade und verstand nicht, warum ich ihn stumm musterte.

Sechshundert Schekel bitte, wiederholte er.

Trotzdem wagte Jakob noch zu fragen, wo er denn den Schnitt auszuführen gedenke. Natürlich unter der Brust, antwortete der Experte liebenswürdig, als ob das eine besondere Rücksichtnahme mir gegenüber darstellte.

Ich kramte mein Scheckheft aus der Tasche und erkundigte mich wie nebenbei, ob ich unter seinen Händen auch nicht sterben würde.

Auf meinem Operationstisch ganz sicher nicht, versprach er. Ich würde Ihnen am liebsten sofort ein OP-Datum nennen, aber wir wissen nicht, wie lange Sie auf die Kernspintomographie warten müssen. Sobald Sie mit dem Bild kommen, erhalten Sie umgehend einen Termin. Er verabschiedete uns mit einem flüchtigen Wink, der hieß: Jedes weitere Wort ist überflüssig.

Wir sind zweifellos auf den ultimativen Operateur gestoßen, erklärte Jakob im Auto. Oder möchtest du vielleicht noch die Meinung des nächsten auf der Liste einholen?

Nicht nötig, sagte ich. Dieser Chirurg weiß, wovon er redet. Er hat gleich gesagt, eine Punktion gefährde mein Leben; genau das hat mir meine Intuition auf der Inneren acht auch zu verstehen gegeben.

Ab sofort halten wir uns an deine Intuition, entschied Jakob.

An meine und an die von Masal, bestätigte ich, und wir lachten. Wir waren beruhigt.

Ich stellte die Welt auf den Kopf und erhielt innerhalb von vier Tagen einen Termin für die Kernspintomographie. Für denselben Tag ließ ich mir um 16.00 Uhr zehn Minuten bei meinem zukünftigen Operateur reservieren. Nun fühlte ich mich rundherum abgesichert. Masal hatte ja auch prophezeit, dass die Operation mir nicht gefährlich werden würde, und ich hatte den optimalen Operateur gefunden, dem zufolge mein Tumor nicht bösartig war.

Ich hatte also gute Laune an diesem Schabbatnachmittag; die Kinder waren zu Freunden gegangen, wir aßen Lachs, tranken Wein, gönnten uns ein Pfeifchen und taten, was in diesem Zu-

stand ganz besonderen Spaß macht. Das ist das Schöne daran, wenn die Kinder herangewachsen und kaum noch zu Hause sind: Man findet allmählich sein eigenes Selbst wieder. Ich brauchte nicht mehr sofort von der Arbeit nach Hause zu hasten, um gesundes, frisches Essen zuzubereiten, und ich war endlich wieder nur für mich selbst verantwortlich, außer den zwei, drei Malen am Tag, wenn ich achtzig Stufen hinunter- und wieder hinaufsteigen musste, um Cosmo auszuführen.

Jakob, ich liebe dich, erklärte ich. Was würde ich nur ohne dich machen?

Willst du mich denn jetzt endlich heiraten?, fragte er prompt zurück.

Ja, sagte ich.

Wenn ich dir doch nur trauen könnte. Höchstwahrscheinlich wirst du im letzten Augenblick wieder abspringen. Wie im letzten Jahr.

Diesmal nicht. Ich bin doch um ein Jahr und eine Geschwulst klüger, beruhigte ich ihn.

Also gut. Wenn die Operation überstanden ist, werden wir alles besprechen, sagte Jakob.

Was gibt es da denn noch groß zu besprechen?, fragte ich. Gleich nach der Operation feiern wir Hochzeit. Die Operation sollte schon als Erstes drankommen, sonst könntest du einige Tage nach der Hochzeit als Witwer dastehen.

Rede keinen Unsinn, entgegnete Jakob, du wirst nicht sterben, und ich mach nicht den Witwer.

Der Mann meiner Schwester hatte auch nicht vermutet, dass er von heute auf morgen Witwer würde, dachte ich, behielt meine Gedanken aber für mich.

Jakob lag ausgestreckt auf dem Bett. Komm zu mir, bat er. Ich ließ mich wohligh in seine Arme gleiten.

Wenn er jetzt sterben würde, würde ich mir nie verzeihen, wie geizig ich mit meinen Liebesbekundungen gewesen war. Ich hatte ihm viel zu selten gezeigt, was ich für ihn empfand. Das sollte jetzt auf der Stelle anders werden, auch wenn mir eine Operation bevorstand und nicht ihm.

Ich liebte seine Männlichkeit. Ich musterte seine trainierten Glieder, den Bart, den ich manchmal am ganzen Körper spürte, betrachtete ihn, wie er ruhig atmend und mit geschlossenen Augen dalag. Selbst wenn er seine Augen öffnete, blieben sie halb geschlossen. Manchmal schrie ich ihn an, er solle endlich die Augen aufmachen, und dann erwiderte er mit geduldigem Lächeln, das sei schon die maximale Öffnung, noch weiter auf ginge nicht.

Bei unserer ersten Begegnung, einem Blind Date im Winter vor acht Jahren, wartete er wie verabredet vor dem Hauseingang auf mich. Wie ich aussah, wusste er nicht; unser gemeinsamer Freund Schmulik hatte nur gesagt: nicht schlecht. Und nun bewegte sich plötzlich aus der marmorgefliesenen Eingangshalle eines zweistöckigen Wohnhauses ein behäbiger gelber Wollball auf ihn zu und fragte, ob er Jakob sei. Jakob sah in diesem Augenblick nur gelb, wollte am liebsten spontan bestreiten, Jakob zu heißen, Schmulik wegen seiner falschen Auskunft verfluchen und sich auf und davon machen. Doch dann strahlten ihm in der Dunkelheit zwei grüne Augen entgegen, und er dachte sich: na ja, vielleicht auf eine Tasse Kaffee.

Mir hatte Schmulik erzählt, Jakob, einer seiner Kameraden vom Reservedienst, sei frisch geschieden. Er sei zuverlässig und lese in seiner Freizeit englische Bücher im Original. Frisch ge-

schieden ist gut, dachte ich mir, da ist er noch nicht verdorben. Nun stand Jakob trotz der Kälte im offenen Staubmantel mit hochgeschlagenem Kragen vor mir, und ich fand ihn sehr attraktiv. Ich selber war, wie gesagt, eingemummelt in einen dicken gelben Wollmantel, ein Geschenk meiner Schwester.

Erst als ich mich im Café aus der haarigen Hülle schälte und er feststellen konnte, dass meine Maße mehr oder weniger normal waren und zu seinen passten, taute Jakob auf. Er bestellte sich heißen Cidre mit Wein. Das ist ein Mann, der eine interessante Wahl trifft, dachte ich und bat flugs um dasselbe.

Was lesen Sie denn so auf Englisch?, erkundigte ich mich.

Alles, was mir in die Hände fällt, antwortete er, allerdings bevorzuge ich Science-Fiction.

Während wir den heißen Cidre schlürften, wandte sich unser Gespräch Kindern und Expartnern zu. Er habe eine schwere Zeit hinter sich, gestand er. Nicht nur die Scheidung, fast gleichzeitig sei seine Mutter gestorben. Seine ruhige Art gefiel mir, und besonders gefiel mir, dass er nicht versuchte, Eindruck zu schinden. Er wirkte auf mich wahrhaftig und ungekünstelt.

Als Noa abends nach Hause kam, trug sie unseren Kater Meiki auf dem Arm. Sie hatte ihn humpelnd auf der Straße aufgelesen. Er wirkt krank, meinte sie, und ich versprach ihr, sofort nach überstandener Operation mit Meiki zum Tierarzt zu gehen. Später drehten Jakob und ich unsere tägliche Runde, fünfundvierzig Minuten schnelles Gehen. Ich fragte ihn, warum er sich immer zwei Schritte hinter mir halte und niemals neben mir. Weißt du, warum Rabin ermordet wurde?, fragte er zurück.

Wegen seiner Friedenspolitik, antwortete ich.

Nein, sagte er, sie haben ihm nicht den Rücken gedeckt.
Ich bin deine Rückendeckung.

*

Montagsmorgen um acht rief Jakob an und fragte, ob er mich zur Kernspintomographie begleiten sollte. Ich glaube, das ist nicht nötig, sagte ich, es ist ja nur eine Aufnahme, und du musst doch arbeiten. Jakob erklärte, er würde am liebsten vierzehn Tage Urlaub nehmen, um mich nach der Operation zu pflegen. Ich fand das übertrieben, aber er erinnerte mich daran, dass er selber nach einer simplen Blinddarmoperation einen Monat unter Schmerzen im Bett zugebracht hatte, und mir werde immerhin ein Tumor in Herz- und Lungennähe entfernt. Ich schlief wieder ein.

Eine Stunde später klingelte das Telefon erneut. Es war Varda, eine nahe Verwandte mit Verbindungen zur Welt der Medizin. Varda gehörte zu den Leuten, die mir die renommiertesten Tumorchirurgen empfohlen hatten.

Geht Jakob mit dir zur Kernspintomographie?, fragte Varda.

Ist doch nicht nötig, dass jemand mitkommt, antwortete ich.

Und ob das nötig ist. Du gehst auf keinen Fall allein dorthin. Ich hole dich in einer Stunde ab.

Ich möchte dir nicht zur Last fallen, sagte ich. Es ist doch letztlich nichts weiter als eine Aufnahme.

Da irrst du dich, sagte Varda. Wenn Seffi noch leben würde, dann hätte sie dich doch bestimmt begleitet, oder?

Ja, ohne sie hätte ich mich dort niemals hingetraut.